

NINCS EMBERI KAPCSOLAT

„Nincs emberi kapcsolat, mely megrendítőbb, mélyebb lenne, mint a barátság.“ (Márai Sándor)

GERHARD FRITZ

Das Deutsche Reich und der Südosten 1914-1918

Welches Bild macht man sich von Verbündeten und Feinden?

Im Jahr 2014 hat der 100. Jahrestag des Beginns des Ersten Weltkrieges 1914 in Deutschland eine Flut von wissenschaftlichen und populären Veröffentlichungen und Fernsehsendungen mit sich gebracht. In weit geringerem Umfang gedachte man vier Jahre später, 2018, des Kriegsendes von 1918. Die Friedenskonferenzen von 1919 beschäftigen zwar in einem gewissen Maße die historische Forschung, die hundert Jahre 1919/2019 standen in Deutschland aber bei weitem nicht so im Zentrum des medialen Interesses wie die hundert Jahre 1914/2014.

Aber wie auch immer: Bei der Wahrnehmung des Ersten Weltkrieges war und ist man in Deutschland immer stark auf den Westen fixiert. Die Westfront mit ihrem jahrelangen Stellungskrieg, die Materialschlachten standen im Zentrum des Interesses, wobei es auch da seltsame Ungleichgewichte gab: Die Schlacht von Verdun von 1916 wurde medial einigermaßen intensiv wahrgenommen, während die von den Dimensionen und der Opferzahl noch schlimmere Schlacht an der Somme von 1916 in den deutschen Medien (ganz anders als in Großbritannien) kaum stattfand.

Das Gesagte gilt nicht nur für die Medien. Auch die deutschen Schulbücher, in denen durchweg der Erste Weltkrieg sowieso ziemlich knapp wegkommt, sind auf den Krieg an der Westfront fixiert. Wenn in der Schule einmal ein Film zum Ersten Weltkrieg gezeigt wird – was selten genug vorkommt – ist das fast immer der auf dem Antikriegs-Roman von Erich Maria Remarque basierende, 1930 gedrehte amerikanische Film „Im Westen nichts Neues“.

Die anderen Fronten – Russland, der Balkan, Italien, der Nahe und Mittlere Osten, die Kämpfe in den hauptsächlich in Afrika befindlichen Kolonien – werden außer in Fachkreisen kaum wahrgenommen,¹ genau wie der Seekrieg, der in den Medien so gut wie gar nicht stattfand. Alle anderen Fronten außer der im Westen gelten in der öffentlichen Wahrnehmung als Nebenkriegsschauplätze.

In der Wahrnehmung der Nachfolgestaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie sind die Gewichte selbstverständlich anders verteilt. Hier spielen verständlicherweise diejenigen Fronten eine zentrale Rolle, an denen die Truppen der k. u. k. Monarchie eingesetzt waren, also die Ostfront gegen Russland, die Front gegen Italien und die Fronten auf dem Balkan gegen Serbien und Rumänien und in Mazedonien gegen die dort eingreifenden Briten und Franzosen. Im Folgenden soll nun keine neue Gesamtdarstellung der militärischen Ereignisse an diesen Fronten geboten werden. Vielmehr soll anhand einiger bislang kaum beachteter Quellen gezeigt werden, wie reichsdeutsche Truppen, die an diesen Fronten zusammen mit ihren österreichisch-ungarischen, türkischen und bulgarischen Verbündeten eingesetzt waren, die Verbündeten und die Gegner wahrnahmen. Dabei werden nur zum geringeren Teil im eigentlichen Sinne militärgeschichtliche Quellen herangezogen.

¹ Eines der wenigen neueren Werke, die sich nicht mit der Westfront beschäftigt, ist das von Borodziej/Górny 2018; mit beeindruckendem Bildmaterial Holzer 2012.

Aus Gründen des Umfangs wird auf die Darstellung der Russen und Polen verzichtet. Diese waren zum einen im Südosten kaum eingesetzt, zum andern hätte deren Berücksichtigung ausführliche eigene Kapitel erfordert, die den Rahmen des hier vorgelegten Beitrags bei Weitem gesprengt hätten.

Die herangezogenen Quellen

An erster Stelle ist die „Geschichte der Württembergischen Gebirgsschützen“ zu nennen.² Es handelt sich dabei zwar um eine der vielen Regimentsgeschichten, die hauptsächlich in den 1920er und zum geringeren Teil in den 1930er Jahren erschienen, aber es ist eine untypische Regimentsgeschichte: Sie erschien spät, nämlich erst 1933, und sie ist erheblich umfangreicher als die zahlreichen anderen Regimentsgeschichten. Außerdem enthält sie, neben vielen militärfachlichen Kapiteln, immer wieder auch Erlebnisberichte einzelner Soldaten, was für eine Regimentsgeschichte recht ungewöhnlich ist. Das gilt auch für einen Erlebnisbericht, der von einem der Autoren der Regimentsgeschichte 1941 separat veröffentlicht wurde.³

Von ganz anderem Charakter ist die nächste Quelle. Es handelt sich um Dominik Richerts Buch über seine Erlebnisse 1914-1918. Richert war Elsässer, stammte also aus jener Provinz, die jahrhundertlang Kernland des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation gewesen war, die aber im 17. Jahrhundert nach und nach von Frankreich annektiert worden war. Als Folge des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 kam das Elsass zusammen mit einem Teil Lothringens als Reichsland Elsass-Lothringen wieder zu Deutschland zurück. Es kam aber – obwohl die Elsass-Lothringer zu über 90 % deutschsprachig waren – zu nicht geringen Integrationsproblemen. Insbesondere die elsässische Bourgeoisie war eher frankophil. Richert, der aus einer Bauernfamilie stammte, war, was sein nationales Zugehörigkeitsempfinden anging, eher indifferent. Seit 1913 leistete er in Deutschland seinen ganz regulären Militärdienst ab und wäre 1915 entlassen worden, wenn nicht der Krieg begonnen hätte, der ihn zwang, die Uniform bis 1918 zu tragen. Offenbar hatte Richert, solange Frieden war, im Gegensatz zu manchen seiner vornehmen bürgerlichen Zeitgenossen, keinerlei Integrationsprobleme in Deutschland. Französisch war für ihn eine Fremdsprache, die er überhaupt nicht beherrschte. Er sprach ausschließlich Deutsch, und in fehlerfreiem Deutsch hat er – bemerkenswert für einen einfachen Bauern – auch seine Kriegserlebnisse niedergeschrieben, die leider erst nach seinem 1978 erfolgten Tod im Jahr 1989 veröffentlicht werden konnten.⁴ Auch wenn Richerts Grundstimmung keineswegs antideutsch war, befand er sich 1914 doch in einem Krieg, der nicht der seinige war. Er beschreibt ausführlich, dass es für ihn (und alle anderen Soldaten, die er im Krieg traf) eigentlich immer nur darum gegangen sei, wie man überleben konnte. Die Erfahrungen mit tausendfachem Tod und unbeschreiblichem Elend haben ihn tief geprägt. Heldentum lag ihm fern – und er beschreibt immer wieder, dass er im ganzen Krieg eigentlich nirgendwo Helden getroffen habe, sondern nur Menschen, die Angst hatten, bis hin zu den Offizieren, die ebenfalls um ihr Leben bangten.

Die dritte Quelle stammt von dem Forstmeister Theodor Hepp, der im Ersten Weltkrieg als Hauptmann der Reserve bei der schweren Artillerie diente. Er war von 1914-1916 an verschiedenen Stellen der Westfront eingesetzt, 1916-1918 in Mazedonien. Hepp hat 1927 einen ausführlichen Fachartikel über die Front in Mazedonien verfasst und dann – offenbar nicht allzu lang vor seinem 1953 erfolgten Tod – aus ganz anderer Perspektive einen langen Text, der ursprünglich nur für seine Familie gedacht war, der aber, zusammen mit dem Text von 1927, nun 2020, versehen mit einem Kommentar, herausgegeben wird. Hepp äußert sich wiederholt und ausführlich über die österreichisch-ungarischen und insbesondere über die bulgarischen Verbündeten (am Rande auch über die Türken) und kommt auch auf die Tschechen und die Serben zu sprechen.

² Sproesser u. a. 1933. Vgl. zur Person Sproessers und vielen Hintergründen: Mährle 2019.

³ Schittenhelm 1941.

⁴ Richert 1989.

An vierter Stelle sind die Kriegserinnerungen des Schwäbisch Gmünders Ferdinand Schädel zu nennen.⁵ Schädel diente als einfacher Soldat in einem württembergischen Regiment, das 1916 in Galizien eingesetzt wurde, um die russische Brussilow-Offensive zu stoppen. Dabei geriet Schädel in russische Kriegsgefangenschaft. Er machte bei der Gefangennahme einschlägige Erfahrungen mit österreichisch-ungarischen Soldaten. Besonders beeindruckend sind dann seine Erlebnisse mit österreichisch-ungarischen Kameraden in der bis 1920 dauernden Kriegsgefangenschaft in Sibirien, und dort nicht zuletzt die Erfahrungen mit den Tschechen.

Fünftens sind diverse zerstreute Quellen zu nennen, die 2014 und 2017 herausgegeben wurden.⁶

Franzosen, Briten, Amerikaner, Italiener in der Sicht der Deutschen

Bevor auf die deutsche Wahrnehmung der ost- und südosteuropäischen Völker eingegangen wird, sei kurz die Wahrnehmung der westlichen Kriegsgegner dargestellt. Eigentlich galten im 19. Jahrhundert und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die Franzosen als *der* Erbfeind der Deutschen schlechthin. Merkwürdigerweise kamen die Franzosen aber in der südwestdeutschen Perspektive gar nicht immer so schlecht weg. Man scheint es für die Franzosen als normal angesehen zu haben, gegen Deutschland Krieg zu führen. Für einen Erbfeind, d. h. für den einzelnen französischen Soldaten, war das normal und war in südwestdeutschen Augen keiner Kritik wert, sondern wurde fast als durchaus verständliche vaterländische Pflicht eines Franzosen angesehen.

Viel schlechter als die Franzosen waren die Briten angesehen, weil man in Deutschland keinen Grund erkannte, weshalb Großbritannien dem Deutschen Reich überhaupt den Krieg erklärt hatte. Anders als gegenüber den Franzosen kochte in den deutschen Medien und auch im Alltagsverhalten oft regelrechter Hass hoch. Das gipfelte in dem neuen Gruß: Man sagte nicht mehr „Guten Tag!“ oder „Grüß Gott!“, sondern „Gott strafe England!“, und man antwortete: „Gott strafe es!“

Kühl war die Haltung der Deutschen gegenüber den USA. Die waren zwar bis 1917 formell neutral, aber die Rüstungslieferungen, die in großem Umfang die Franzosen, Briten und (in geringerem Umfang) die Russen erreichten, wurden verständlicherweise in Deutschland mit tiefer Missbilligung registriert. Das galt auch für den erheblichen diplomatischen Druck, den die USA 1915 anlässlich der Versenkung des Passagierschiffs „Lusitania“ auf Deutschland ausgeübt hatten, und der zur Einstellung des uneingeschränkten deutschen U-Boot-Kriegs führte. Man schätzte die Amerikaner als nicht wirklich neutral ein. Als die USA dann Deutschland nach der im Februar 1917 erfolgten Wiederaufnahme des uneingeschränkten U-Boot-Kriegs im April 1917 den Krieg erklärten, überraschte das kaum noch.

Ganz oben auf der deutschen Skala der Verachtung standen die Italiener. Man sah es als einen geradezu ungeheuerlichen Vertrauensbruch an, dass die Italiener, die doch eigentlich im Dreibund mit dem Deutschen Reich und mit Österreich-Ungarn verbündet gewesen waren, 1915 die Seiten gewechselt und auf der Seite der Entente den Krieg erklärt hatten. Makkaroni und Spaghetti, die in Deutschland durchaus schon weit verbreitet waren, wurden neu benannt: Sie hießen seit dem italienischen Kriegseintritt nur noch „Treubruchnudeln“ und „Verräternudeln“. Die Italiener wurden als eine Art ehrloser Abschaum der menschlichen Gesellschaft angesehen, und es erfüllte – trotz aller längst vorhandener Kriegsmüdigkeit – die deutsche Öffentlichkeit mit grimmiger Genugtuung, als die italienische Armee im Oktober und November 1917 mit dem Durchbruch von Karfreit eine vernichtende Niederlage erlitt. Das wurde als eine Art ausgleichende Gerechtigkeit für den italienischen Treubruch angesehen.⁷

Zu erwähnen ist aber, dass dann im Umgang mit der italienischen Zivilbevölkerung und mit italienischen Soldaten sich die konkreten Beziehungen moderater gestalteten. Italienische Wirtsleute werden ausdrücklich als „entgegenkommend“ bezeichnet, und die Soldaten des württembergischen Gebirgsbataillons waren im Herbst 1917 erstaunt, dass sich im Zuge der Karfreit-Offensive Zehntausende kriegsmüder italienischer Soldaten ergaben und „Evviva Germania!“ riefen. Hunderte ließen sich sogar willig von den vorrückenden Württembergern, die zeitweise eng mit bayrischen und steirischen Truppen zusammenarbeiteten, als Lastenträger

⁵ Schädel 2017.

⁶ Fritz 2014; Dinser 2017.

⁷ Vgl. zur Einschätzung der Kriegsgegner: Fritz 2019. 9.

einsetzen. In gewissen Phasen des Vormarsches soll fast jeder deutsche Soldat seinen persönlichen italienischen Diener gehabt haben, der für ihn Ausrüstung und Verpflegung schleppte. Das wandelte eventuell vorhandene Aversionen gegen die Italiener rasch in eine Art Mitleid um.⁸

Die Deutschen in der Sicht der Franzosen, Briten und Amerikaner

Umgekehrt hatten auch die französischen Soldaten, die in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten waren, ihr oftmals durch die Jahrzehnte nationalistischer Erziehung geprägtes Bild von den Deutschen. Nicht wenige französische Gefangene erwarteten 1914, dass sie am Ende ihres Bahntransports von der Front in irgendwelche Gefangenenlager im Hinterland gleich nach der Ausladung am Zielbahnhof an die Wand gestellt und erschossen würden. Sie waren dann um so erstaunter, dass sie einigermaßen korrekt behandelt wurden.⁹ Ein Franzose schrieb sogar nach Hause, er und seine Kameraden würden im deutschen Lager nicht schlechter behandelt als zu Hause in der französischen Kaserne. Nur vor einer Art von Deutschen hatten die Franzosen Angst – vor den Bayern.¹⁰ Über die erzählte man sich unter den Franzosen grausige Geschichten. Die Bayern galten in der französischen Vorstellung als die Verkörperung des Barbaren schlecht hin. Merkwürdigerweise galten die Württemberger in der französischen Vorstellung als harmloser, nur halbbarbarisch sozusagen. Wer in ein württembergisches Gefangenenlager kam, war erst einmal halbwegs erleichtert. Wenn man dann in der Gefangenschaft mit leibhaftigen Bayern zusammentraf, erwiesen die sich gegenüber den Franzosen aber auch nicht schlimmer als die nichtbayrischen Deutschen. Es ist ausdrücklich überliefert, dass in den ersten Kriegswochen französische Gefangene und Soldaten eines bayrischen Regiments zusammen in der Kantine einer Kaserne verpflegt wurden – und die Männer, die sich auf dem Schlachtfeld umgebracht hätten, kamen völlig problemlos miteinander aus.¹¹

Der Ruf der Bayern als besondere Grobiane kursierte nicht nur unter den französischen Kriegsgefangenen, sondern auch unter der elsässischen Zivilbevölkerung. Badener und Württemberger kamen mit den Elsässern zwar meist vergleichsweise gut aus. Dazu dürfte beigetragen haben, dass man zu beiden Seiten des Rheins – also im Elsass und in Baden – praktisch identische Dialekte sprach. Aber schon im Herbst 1914 hatten sich die Bayern, die in verschiedenen Orten der Vogesen einquartiert waren, bei den Elsässern einen ganz schlechten Ruf erworben, so schlecht, dass die Elsässer meinten, sie würden „lieber preußisch als bayrisch“ sein – und das will etwas heißen, denn die Preußen waren im Elsass nicht eben beliebt.¹² Immerhin hatten die Preußen auch bei den Elsässern den Ruf, zwar humorlos und pedantisch zu sein, aber auch korrekt. Ein mittlerweile längst verstorbener Elsässer hat berichtet, ihm seien aus der Zeit vor 1914 am meisten zwei Sätze in Erinnerung geblieben, die das preußische Selbstverständnis charakterisierten: „Mehr sein als scheinen!“ und „Dienen, nicht verdienen!“ So habe er die Preußen auch erlebt. Die Franzosen nach 1918 hätten im Elsass dann genau das gegenteilige Lebensprinzip praktiziert: „Mehr scheinen als sein!“ und „Verdienen, nicht dienen!“¹³

Tonangebend war freilich die nur mündlich übermittelte Sicht dieses Elsässers nicht. Offizieller Mainstream der Meinung vor, während und nach dem Krieg war anderes. Hier ist an erster Stelle Jean-Jacques Waltz, genannt Hansi, zu nennen. Der gehörte zu jenem Teil der elsässischen Bourgeoisie, der sich früh militant für Frankreich und gegen Deutschland einsetzte. 1914 floh er nach Frankreich, wo er auf französischer Seite gegen die Deutschen kämpfte. Hansi war ein begabter Zeichner, und seine unter Kindern wie Erwachsenen gleichermaßen beliebten Bildchen zeigten ständig unterdrückte Elsässer, die an nichts anderes als die Rückkehr zu Frankreich denken konnten. Die Deutschen werden bestenfalls als weltfremde, rechthaberische Lehrer, meist aber als tölpelhafte, brutale, dumme und auch körperlich abstoßende Gestalten

⁸ Schittenhelm 1941. 49-51.

⁹ Fritz 2019. 12-16.

¹⁰ Vgl. auch den Bericht eines Gmünder Soldaten über den schlechten Ruf der Bayern bei den Franzosen, Fritz 2014. 243.

¹¹ Fritz 2014. 65-74.

¹² Hepp 2020, Kapitel „Einsatz in den Südvogesen“.

¹³ So im Gespräch gegenüber Gerhard Fritz geäußert.

dargestellt, Franzosen im Allgemeinen und französische Soldaten im Besonderen als edle, selbstlose, ästhetische Figuren. Auch die maßgebliche Forschung zu Hansi zeigt bis in die Gegenwart hinein eine beschönigende Tendenz.¹⁴

Der bei Hansi vorhandene Blick auf die Deutschen war in der französischen Propaganda communis opinio und wurde sogar von hochrangigen Wissenschaftlern mit hassgeladener Pseudowissenschaft unterfüttert. So führte der seinerzeit in Frankreich prominente Psychologe Edgar Bérillon den „Beweis“, dass die Deutschen – ganz wie bei Hansi – grobschlächtige, dumme Gestalten mit debil-idiotischen Gesichtern („Vielfraße, Fettwänste, Stinkstiefel“) seien, deren ganze Kultur darin bestehe, viel zu fressen und noch mehr Fäkalien auszuscheiden.¹⁵



Abbildung 1: "Hansi" (Bild: Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall)

Jean Jacques Waltz ("Hansi"): Sympathische französische Soldaten führen Deutsche in Gefangenschaft. Deren Gesichter variieren zwischen bäuerlich-deppert und brilletragend-arrogant. Alle tragen als Auszeichnung das Eiserne Kreuz, alle gehen in stupidem Gleichschritt und drei tragen deutsches Kommissbrot - für die Weißbrot-Nation der Franzosen ein Zeichen der Barbarei

Überhaupt ist die Flut blutsaufender, sadistischer, affenartiger Deutscher, oft mit Vampirgebissen und/oder gorillaartigem Aussehen, in der französischen Propaganda unüberschaubar. Derlei Hetze wurde von den Briten und Amerikanern übernommen und weiterentwickelt, wo nun nicht nur gedruckte Texte und Bilder zum Einsatz kamen, sondern auch das neue Medium des Films, wo dann abartig veranlagte preußische, monokeltragende Offiziere wunderschöne Französinen vergewaltigen, nicht ohne vorher deren Baby aus dem Fenster geworfen zu haben.¹⁶ Auch die Filmikone Charlie Chaplin war sich in „Gewehr über“ nicht zu schade, bei solcher Hetze mitzumachen.

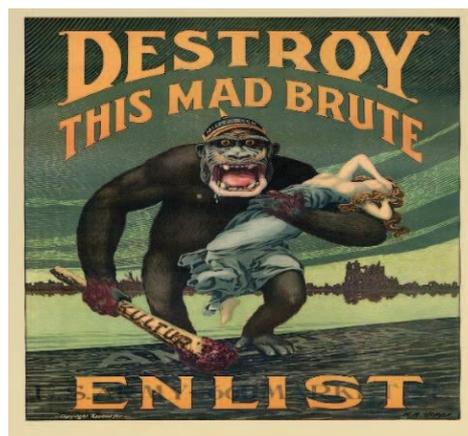


Abbildung 2. Harry R. Hopps: Kill this mad brute. (Bild: Wikipedia, gemeinfrei)

¹⁴ Bruant 2006, Loetscher/Scheibling 2006.

¹⁵ Bérillon 1917.

¹⁶ Zahlreiche Beispiele bei Weißmann 2014.

US-Propagandaplakat von 1917. Die Entmenschung des deutschen Feindes erreicht ihren Höhepunkt. Er ist eine gorilla-artige Gestalt mit Pickelhaube und Kaiser-Wilhelm-Schnurrbart, in der Rechten die blutgetränkte Keule deutscher "Kultur", mit dem linken Arm packt er eine edle Französin.

Es verdient ausdrücklich Erwähnung, dass sich eine derart pauschale, primitiv-rassistische und chauvinistische Hetze gegen die Kriegsgegner nicht in der ziemlich dilettantisch-amateurhaften deutschen und österreichisch-ungarischen Propaganda und auch nirgends in den für den vorliegenden Beitrag ausgewerteten Quellen findet.¹⁷

Natürlich blieb derlei Hasspropaganda auch bei vielen französischen und britischen Soldaten an der Front nicht ohne Wirkung. Im Laufe des mörderischen Stellungskrieges schliff sich der Hass aber oft ab, und man erkannte im Gegenüber im anderen Schützengraben oft weniger den zu hassenden Feind, sondern den Leidensgenossen.¹⁸ Es kam auch an der Westfront immer wieder (keineswegs nur in dem berühmt gewordenen „Weihnachtsfrieden“ von 1914¹⁹) zu inoffiziellen Waffenstillständen, ja immer wieder setzten sich Soldaten beider Seiten auf die Ränder ihrer Schützengräben oder trafen sich sogar zum gemeinsamen Zigarettenrauchen im Niemandsland.²⁰ Wenn man sich dann persönlich kennengelernt hatte, vermied man es möglichst, aufeinander zu schießen. Die vorgesetzten Dienststellen waren über ein solches Verhalten empört und taten alles, das zu unterbinden, insbesondere, indem man neue „zuverlässige“ Truppen einsetzte, die das Gemetzel wieder aufnahmen.

Die Serben

Wegen Serbien hatte 1914 der Krieg begonnen. Die Serben waren eindeutig die Feinde des deutschen Kaiserreichs und der österreichisch-ungarischen Monarchie. Umso mehr verwundert es, dass sich verschiedene Zeugnisse finden, die ein entspanntes Verhältnis zwischen Deutschen und Serben unterstreichen.

Das Schwäbisch Gmünder Landsturm-Bataillon XIII/19 war seit Februar 1917 als Besatzungstruppe in Serbien. Zum allgemeinen Erstaunen kam man gut miteinander aus. Es gibt noch in der ersten Jahreshälfte 1918 eine ganze Reihe von Feldpostbriefen samt Fotos, die beinahe idyllische Verhältnisse zeigen. Da wurden die deutschen Landstürmer von serbischen Familien zum Essen und sogar zu Hochzeitsfeiern eingeladen und reichlich bewirtet – und man ließ sich mit den freundlichen Serben zusammen auch gerne fotografieren.²¹

Noch viel deutlicher sind die Äußerungen des Artillerie-Hauptmanns Hepp über die Serben. Als er seine Truppen im Oktober 1918 nach dem Zusammenbruch der Front in Mazedonien via Sofia nach Serbien führt, ist er voll des Lobes über die serbische Bevölkerung. Serbien sei nach den enttäuschenden Erfahrungen in Bulgarien für Hepps Soldaten „das Land, in dem Milch und Honig fließt“. Hepp bedauert es zutiefst, dass die serbischen Truppen, denen er hohe Qualität und Motivation bescheinigt, nicht anstelle der Bulgaren auf deutscher Seite gekämpft hätten, ja er schließt mit einem geradezu euphorischen Glückwunsch für die Serben: „Und dann die Bewohner! Es gibt wohl kein deutschfreundlicheres Volk als die Serben, während sie die Österreich-Ungarn verachten und die Bulgaren hassen wie die Pest. Es ist das gastfreundlichste, zartfühlendste und edelste Volk, das ich je kennen gelernt habe, und wünsche ihm, wenn irgendeinem, eine große, glückliche Zukunft!“²²

¹⁷ Vgl. dazu: Deutsche Kriegspropaganda: <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/erster-weltkrieg/propaganda/deutsche-kriegspropaganda.html> (abgerufen 18.04.2020). Holzer 2012 enthält ausschließlich Fotografien, keine zeichnerisch gestalteten Propagandamittel. Erwähnt sei auch das geradezu ethnologische Interesse an ost- und südeuropäischen Völkern, die auffällig häufig und keineswegs mit denunziatorischer Absicht von deutschen und österreichischen Fotografen aufgenommen wurden, oft in ihren Trachten und Festtagskleidern, vgl. Holzer 2012. 191-211.

¹⁸ Besonders eindrucksvoll der zweibändige Comic von Tardi 2008/2009.

¹⁹ Jürgs 2003; vgl. auch den über weite Strecken ins Rührselige, ja Lächerliche (mit unvermeidlichem Sex im Schützengraben) abgleitende, 2005 gedrehte Film von Christian Caron „Merry Christmas“ über diesen „Weihnachtsfrieden“.

²⁰ Fritz 2019a. Ferguson 2001. 311-334 weist darauf hin, dass man die Fälle von Verbrüderung nicht übertreiben solle. Insgesamt sei der Kampfwille auf allen Seiten meist ziemlich hoch gewesen.

²¹ Fritz 2014. 284 f.

²² Hepp, Kapitel „Weitemarsch durch Serbien und abenteuerliche Donauüberquerung“ und „Durch Serbien“.

Die Österreicher und die Ungarn

Oftmals werden in den ausgewerteten Quellen Österreicher und Ungarn nicht eindeutig unterschieden. Wo dies möglich war, wurde im Folgenden eine solche Unterscheidung durchgeführt.

Hepp

Von der ersten Nennung an, in der die „Österreicher“ vorkommen, hat der württembergische Artillerie-Hauptmann Hepp eine sehr distanzierte, geringschätzig Haltung über den Bundesgenossen des Deutschen Reiches. Er ist von Beginn an überzeugt, dass Österreich durch seine ungeschickte Politik gegenüber Serbien am Kriegsausbruch quasi allein schuldig sei (was die heutige historische Forschung zum Kriegsausbruch seit Christopher Clark ja durchaus differenzierter sieht). Die Reden, die er auf der Fahrt durch Österreich hört „erschieden mir meist sehr unnatürlich und auch lächerlich in ihrer maßlos übertriebenen Siegesgewissheit, wie wenn es sich etwa nur um einen Spaziergang nach Serbien handeln würde.“ Er kontrastiert das sofort mit dem völligen Versagen der Donaumonarchie beim Feldzug gegen Serbien 1914.

Über seine Weiterfahrt notiert er: „Diese Fahrt durch Ungarn entlang der mit herbeigeströmten Menschenmassen besetzten Donauufer ist mir ein unvergessliches Erlebnis geblieben. Die begeisterten Zurufe wollten nicht enden und die mit mir sofort verbrüdeten Offiziere sorgten mit viel Ungarwein, dass die Stimmung auf unserem Dampfer eine entsprechend gehobene wurde. Unbeschreiblich schön war abends 8 Uhr die Ankunft in dem prächtig illuminierten Budapest mit seinem im hellstem Glanz am Ufer liegendem Parlamentsgebäude. Die Begeisterung der Ungarn war ungeheuer und es war eine gegenseitige feurige Begrüßung mit Umarmungen und gastfreier Bewirtung, wie ich solches noch nie erlebt habe. Der ungarische Elan kam hierbei so richtig zum Ausdruck und war wirklich imponierend.“

Angesichts der ungarischen Kriegsbegeisterung und dem beginnenden Chaos der Mobilmachung hat Hepp schließlich sogar Schwierigkeiten, von Budapest über Breslau und Thorn nach Berlin und dann zu seinem ersten Einsatzort nach Straßburg im Elsass zu kommen.²³

Noch negativer fällt sein Urteil über den Verbündeten aus, als er 1916 nach Mazedonien verlegt wird und mit österreichischen Offizieren zusammentrifft. Nachdem er sich lobend über die serbischen und türkischen Frauen geäußert hat, die er in Üsküb gesehen hat, meint er:

„Dagegen machten mir die österreichischen Offiziere, die in meinem Coupé von Wien ab nach Serbien und Albanien mitfuhren, einen denkbar schlechten Eindruck. Ihre Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um die, für die Österreicher leider sprichwörtlich gewordene ‚Menage‘ und ‚Poussage‘ und was man von ihrer ‚Courage‘ zu hören bekam, war mehr wie blamabel. Ein Oberst erzählte z. B. lachend von ihrem Rückzug in Russland, wie sie da gelaufen und gelaufen seien, bis sie schließlich alle miteinander von seinen Truppen desertiert waren. Auf meine verwunderte und empörte Frage, wie denn so etwas möglich sei, bekam ich die bezeichnende Antwort: ‚Jo, das werden's scho verstehn lerna, wenn sie a Zeit lang do unte san. Mit oll den vielen Nationalitäten ka ma holt dös net macha, was Ihr Reichsdeutschen macht. Hört doch amal auf mit dem blödsinnigen Krieg, Ihr könnt ihn ja doch nit gwinna.‘“

Die organisatorischen und militärischen Probleme des habsburgischen Vielvölkerstaats sind ihm vollkommen fremd, und er zeigt auch keinerlei Verständnis dafür. Im weiteren Verlauf des Krieges im Westen hatte Hepp naheliegenderweise keine Kontakte zu den Österreichern oder Ungarn. Auch bei seinem Einsatz an der mazedonischen Front hatte er, wie es scheint, kaum mit ihnen zu tun gehabt zu haben. 1918 steigert sich sein Zorn auf die k. u. k. Monarchie aber:

„Für die Österreicher war das von uns eroberte Serbien ein gesegnetes Etappenland, in dem sie sich nach Kräften vollmästen konnten. Als aber der Skandal über die Prasserei und Faulenzerei dieser bekannt gewordenen ‚Etappenschweine‘ zu offenkundig wurde, ließ Hindenburg im Frühjahr 1918 daselbst aus Belgrad nicht weniger als 7000 österreichische Offiziere als überzählig herausziehen und in die russische Front entsenden. Auch wieder ein typisches Beispiel für die berühmte ‚Courage‘ unserer Bundesgenossen.“²⁴

²³ Hepp, Kapitel „Die Julikrise 1914 – von Ungarn nach Breslau und Thorn“.

²⁴ Hepp 2020, beide Zitate im Kapitel „Negatives Urteil über die Verbündeten“.

Durchaus anerkennende Worte findet er, als er nach dem Zusammenbruch der mazedonischen Front gemeinsam mit den k. u. k. Truppen im Oktober 1918 versuchte, an der Save und an der Donau eine neue, letzte Abwehrfront gegen die von Süden her vorstoßenden britischen, französischen und serbischen Truppen aufzubauen. Die ungarische Kommandantur in Budapest war noch durchaus funktionsfähig und ließ auf Hepps Wunsch das Material eines in der Hauptstadt befindlichen Pionierlagers zum Brückenbau zu Hepp bringen. Mit einem ungarischen Pionierbataillon, das ihm dabei zur Überquerung der Donau unterstellt wurde, machte er gute Erfahrungen. Er bezeichnete die ungarischen Pioniere als „tüchtig“. Auch die zweifellos hauptsächlich mit ungarischen Soldaten bemannten Donau-Monitore, die ein heftiges Feuer auf die vorrückenden Alliierten eröffneten, waren offenbar noch voll einsatzfähig und einsatzwillig. Dagegen hinterließen Transportdampfer, die Material zum Brückenbau herbeischaffen sollten, einen gemischten Eindruck. Ein Dampfer verdrückte sich umgehend, weil der Besatzung die Lage offenbar zu unsicher schien. Die anderen Dampfer erfüllten aber ihre Aufgabe durchaus.²⁵

Zu einer neuen Front an Donau und Save kam es dann aber doch nicht, weil nun die k. u. k. Monarchie rasch zusammenbrach und der entsetzte Hepp die Meldung bekam, dass in Budapest und Wien bereits alliierte Besatzungsoffiziere angekommen waren.

Hepps Soldaten mussten nun zusehen, so schnell wie möglich in Richtung Deutschland zu marschieren. Bei ihrem Weitermarsch durchquerte Hepp das Banat, wo er mit seinen Leuten in Temesvar „derart mit Chrysanthemen überschüttet wurde, dass wir schließlich einem einzigen Blumenmeer glichen. Abends zuvor hatte ich am Biwakfeuer alle [...] ihre wunderschönen Soldatenlieder wieder ausüben lassen, sodass wir singend und im Gleichschritt marschierend mit unseren bekränzten Geschützen als der Typus eines wohl disziplinierten und trotz allem Ungemach unverzagten reichsdeutschen Truppenteils erschienen und dem entsprechend umjubelt wurden.“ Ein ungarischer Offizier war so gerührt, dass „ihm bei unserm Anblick die Tränen gekommen [waren], er habe schon lange nimmer eine solche Truppe gesehen.“²⁶

Richert

Der elsässische Soldat Dominik Richert wurde mit seinem Regiment im Frühjahr 1915 von der Westfront in den Südosten verlegt. Während die Soldaten angesichts des unbekanntes Ziels eher etwas beklommen waren, war die Stimmung bei der Fahrt durch Ungarn war geradezu euphorisch. Von der Fahrt durch Budapest berichtet Richert:

„Überall jubelte die Bevölkerung uns zu und rief: ‚Heil und Sieg!‘ Auch bekamen wir, wenn der Zug hielt, oft Liebesgaben, besonders Rauchmaterial. Von Budapest fuhren wir 2 Tage durch die große ungarische Ebene. [...] Und überall dasselbe Bild: Dörfer, einzelstehende Gehöfte, alle Häuschen weiß getüncht. Mit Stroh oder Schindeln gedeckt, und dabei der Schwebbaum des Ziehbrunnens. [...]

In der Stadt Debrecen bekamen wir wieder Essen: Suppe, gebratenes Fleisch und Kartoffeln mit Sauce. Aber es war uns fast unmöglich, etwas zu genießen, da alles mit dem roten Pfeffer, dem in Ungarn so beliebten Paprika, zu stark gewürzt war. Es brannte im Mund und Hals wie Feuer. Dann ging’s weiter nach der Stadt Tokay. [...] In Ungarn sahen wir sehr viele, sehr hübsche braune Mädchen. Dieselben trugen ein farbiges Mieder, kurzes Röckchen und bis an die Knie reichende Husarenstiefel. Wir bekamen massenweise Kußhände zugeschickt, die wir natürlich erwiderten. Wenn der Zug langsam fuhr, kamen massenweise Zigeunerkinder und bettelten um Brot. Oft wurde ihnen ein Stück hinausgeworfen, und es machte uns Spaß, wie sie sich darum balgten.“²⁷

Die gehobene Stimmung kippte, als das Regiment in Munkács ausgeladen wurde und man die schneebedeckten Gipfel der Karpaten sah, wohin nun marschiert werden musste. Die rundum positive Beschreibung Ungarns und der Ungarn steht in tiefem Kontrast zu den Erfahrungen mit der Lebensweise der offenbar rumänischen Gebirgsbewohner, die als unsauber, verlaust und primitiv dargestellt werden.²⁸ Einen schlechten Eindruck hat Richert, als er 1915 in ein Lazarett in Lemberg

²⁵ Hepp 2020, Kapitel „Weitermarsch durch Serbien und abenteuerliche Donauüberquerung“.

²⁶ Hepp 2020, Kapitel „Die österreichisch-ungarische Armee löst sich auf – weiterer Rückzug – herzlicher Empfang in Temesvar“ und „Das Ende: Durch die Tschechoslowakei nach Deutschland“.

²⁷ Richert 1989, S. 92-93.

²⁸ Richert 1989. 93-98.

eingeliefert wird: „Als Lager dienten uns am Boden liegende Strohsäcke. Die Verpflegung war schlecht. Es herrschte überhaupt keine Ordnung; österreichische Zustände! Langsam schlichen die Tage dahin. Es wurde sehr wenig erzählt, denn fast alle litten furchtbare Leibschmerzen. Wenn einer zu sehr jammerte, kam ein Wärter, steckte ihm das Thermometer unter den Arm, um das Fieber zu messen. Als ob das etwas nützen könnte.“ Die Kranken sind erleichtert, als sie wenige Tage später in ein extrem ordentlich geführtes, absolut sauberes preußisches Lazarett mit kompetentem Personal in Fraustadt in der Provinz Posen verlegt werden.²⁹

Das württembergische Gebirgsbataillon

Wieder eine ganz andere Perspektive bieten die Ausführungen über Ungarn in der Geschichte der württembergischen Gebirgsschützen. Als das württembergische Gebirgsbataillon im August 1917 von den Vogesen nach Rumänien verlegt wurde, machte man bei der Fahrt durch die Donaumonarchie schlechte Erfahrungen. Man hatte den Eindruck, die Bewohner der habsburgischen Lande seien kriegsmüde und behinderten durch Nachlässigkeit oder absichtlich den Bahntransport. Im Einzelnen wird berichtet:

„Schon auf der Reise kam es zu ernstesten Zusammenstößen. Die vorgesehenen Fahrzeiten wurden in Ungarn gar nicht eingehalten, die Verpflegung sehr unregelmäßig verabreicht. Mehrmals mußte die Weiterfahrt mit der Pistole in der Hand erzwungen werden. Wiederholt wurden die Gebirgsschützen unmittelbar nach Ankunft auf einem ungarischen Bahnhof beschuldigt, einen auf dem Nebengleis ausgeplünderten Verpflegungszug beraubt zu haben. Monatelang wurde das Gebirgs-Bataillon mit diesbezüglichen Untersuchungsakten von K. u. K. Kriegsgerichten und Behörden behelligt, bis der angebliche Absturz des Tragtieres, das die Aktenkiste trug, in eine unzugängliche Gebirgsschlucht dem bösen Spuk ein Ende setzte.“

Mit anderen Worten: Die Gebirgsschützen antworteten auf die k. u. k. Bürokratie durchaus trickreich. Der Kommandeur des Gebirgsbataillons ereiferte sich, dass „ein ganzes Heer von K. u. K. Gerichtsbeamten und Schreibern“ mit derlei bürokratischen Schikanen beschäftigt gewesen sei und: „Diese Männer hätten besser an der Front gestanden.“

Aber damit hatte der Streit mit der k. u. k. Bürokratie, und hier insbesondere mit der ungarischen Bürokratie, im Sommer 1917 noch kein Ende: Nun wurde vom k. u. k. Oberkommando auch noch der Verkauf von „Heu, Stroh und Kartoffeln“ an deutsche Truppen verboten, und es kam zum Streit mit einem ungarischen Großgrundbesitzer, der seine umfangreichen Bestände nicht verkaufen wollte. Der einflussreiche Magnat bekam Rückendeckung: „Nach kurzer Zeit kam ein Telegramm aus Ofenpest, das gegen den Zwangskauf Verwahrung einlegte.“ Die Budapester Zentrale habe an den deutschen Bundesgenossen nur verkaufen wollen, wenn dieser höhere Preise zahlte als bei österreichisch-ungarischen Truppen.

Für besondere Verärgerung sorgte es, als es den ungarischen Behörden in Szeged gelang, „eine Anzahl in Arad gestohlener Hafersäcke“ im Gepäck der Gebirgler ausfindig zu machen. An den ungarischen Vorwürfen war also zumindest teilweise etwas dran.

Nun muss diese detailreiche Schilderung aus der Feder des erbosten Autors nicht in allen Punkten korrekt sein. Ein eindrucksvolles Zeugnis für seine ausgesprochen negative Einschätzung der Ungarn ist es gleichwohl. Das ist umso bemerkenswerter, als noch wenige Zeilen vorher die militärischen Leistungen der „K. u. K. oder K. K. oder K. ung. Wehrmacht“ im Winterfeldzug gegen Rumänien 1916/17 mit anerkennenden Worten gewürdigt werden. Aber nach dem Tode Kaiser Franz Josephs und seit Kaiser Karl mit seinen Friedensbemühungen die Moral der Österreicher und Ungarn untergraben habe, hatte sich das in den Augen des württembergischen Autors entscheidend geändert. Jetzt habe man mit den Soldaten des Bundesgenossen fast nur noch schlechte Erfahrungen gemacht.

Andererseits ist sogar im Sommer 1917 das Urteil über die Ungarn keineswegs durchgehend so negativ, wie es der Ärger wegen der Versorgungsmängel nahelegen könnte. Die Verantwortung für den Ärger schiebt man eher auf nichtungarische Nationalitäten der k. u. k. Armee: Die Gebirgler könnten „nicht einsehen, weshalb sie Kohldampf schieben sollen, wenn irgend ein tschechischer oder slowenischer Verpflegungsoffizial auf ihre Kosten zuerst für sich selbst sorgt.“ Was die Ungarn angeht, so wird ausdrücklich betont: „Um wenige Heller gibt es dort die schönsten Pfirsiche

²⁹ Richert 1989. 183-189.

und wundervolle Trauben. Die Bevölkerung ist freundlich, mehr als einmal werfen die in den reichbehängten Weinbergen arbeitenden Frauen den Soldaten Früchte zu.“³⁰

Die Schilderung des Sommers 1917 steht übrigens in deutlichem Kontrast zur ersten Durchquerung Ungarns im Oktober 1916. Auch damals war das Gebirgsbataillon aus den Vogesen quer durch die Habsburger-Monarchie per Bahn nach Siebenbürgen verlegt worden, wo es bei der Niederwerfung des rumänischen Gegners eine glänzende Rolle spielen sollte. Die Fahrt via „Salzburg – Wien – Budapest – Szolnok – Arad“ usw. wird in beinahe euphorischen Tönen beschrieben, nirgendwo ist auch nur die Spur eines Missklanges zu erkennen, und auch der Transport mit einer Autokolonne von Petroszeny auf die Pässe der Transsilvanischen Alpen erfolgte ohne organisatorische Pannen und in bester Stimmung.³¹ Bei den Kämpfen am Oytoz-Pass 1917 kommt der Gebirgsschütze Fritz Kübler in dem Dörfchen Pava mehrere Tage lang bei einer ungarischen Familie unter und kann gar nicht genug loben, wie ihn diese Leute beherbergt und verköstigt haben.³²

Von der dritten Fahrt durch Ungarn, als das mittlerweile zum Gebirgsregiment angewachsene frühere Gebirgsbataillon Ende August 1918 nach Mazedonien verlegt wird, wird dagegen nichts Negatives über die Ungarn berichtet, ebenso wenig bei der schon Anfang September erfolgten Rückverlegung des Regiments quer durch Ungarn hindurch an die Westfront.³³

Was die konkreten Kampferfahrungen im Herbst 1917 in Norditalien angeht, ist das Urteil über die k. u. k. Bundesgenossen eindeutig: Die Tapferkeit steirischer und bosnischer Regimenter wird in den höchsten Tönen gelobt.³⁴ Einer Erwähnung wert ist auch der Fall des Österreicher Wolf Hauler: Der hatte sich als Dolmetscher dem Gebirgsbataillon angedient und machte 1917/18 in der Uniform der Württemberger deren Feldzüge mit. Er entpuppte sich nach Monaten als Maria Senta Hauler, die dann wegen ihrer Tapferkeit bei der Truppe bleiben durfte.³⁵

Die Bulgaren

Die württembergischen Gebirgler machen bei ihren beiden kurzen Aufenthalten in Mazedonien 1917 und 1918 allenfalls gemischte Erfahrungen mit den Bulgaren. Zwar stellt man fest, dass „die bulgarischen Soldaten fröhliche und muntere Burschen sind“ und ihre abendlichen Tänze und schwermütigen Lieder beeindruckend durchaus. Aber in Üsküb (Skopje) führen sich die Bulgaren – obwohl die Stadt gar nicht zu Bulgarien, sondern noch zu Serbien gehört – „als die Herren der Stadt auf“. Und: „Vor der Händelsüchtigkeit der bulgarischen Bundesgenossen wird ausdrücklich gewarnt – schon mehr als einmal wurde ein deutscher Soldat erstochen und ausgezogen in irgend einem Straßenwinkel der Altstadt gefunden.“ Deshalb wird den deutschen Soldaten verboten, allein in die Stadt zu gehen, und sie müssen bei solchen Spaziergängen grundsätzlich ihr Seitengewehr dabei haben.³⁶

Noch viel schlechter kommen die bulgarischen Verbündeten bei Theodor Hepp weg. Der hatte zwar, als er 1916 an die Front in Mazedonien versetzt wurde, mit den bulgarischen Offizieren ein durchaus geschäftsmäßig-kameradschaftliches Verhältnis, aber es war ihm von Beginn an klar, dass auf bulgarischer Seite keine Begeisterung für die Kriegsteilnahme auf deutscher Seite vorhanden war. Vier Fünftel der bulgarischen Offiziere waren russophil und verstanden nicht, weshalb die Bulgaren nicht auf russischer Seite im Krieg standen. Im bulgarischen Offizierskorps war man der festen Überzeugung, dass Bulgarien nur durch Bestechung des Ministerpräsidenten Radoslawow auf deutscher Seite in den Krieg eingetreten sei.

Hepp beschreibt ausführlich, dass die bulgarischen Offiziere im Mai 1918 über den Frieden von Bukarest geradezu empört waren: Damals schlossen die Mittelmächte, die zwei Monate zuvor

³⁰ Schittenhelm 1933. 178-179 und 252-253.

³¹ Schittenhelm 1933. 56-65.

³² Sproesser u. a. 1933. 240.

³³ Lanz 1933. 405-411.

³⁴ Schittenhelm 1941. 56, 69, 76.

³⁵ Schittenhelm 1941. 53 und im nicht paginierten Foto-Teil; zu Hauler auch die Ausstellung im Heeresgeschichtlichen Museum Wien, vgl. Werfring 2018.

³⁶ Schittenhelm 1933. 253.

den großen Frieden von Brest-Litowsk mit Russland geschlossen hatten, Frieden mit Rumänien, das ausgesprochen milde davon kam. Es musste nur einige symbolische, winzige Gebietsstreifen an den Karpatenpässen an Österreich-Ungarn abtreten. Auch die Gebietsabtretung der südlichen Dobrudscha an Bulgarien war für Rumänien zu verschmerzen, weil es im Gegenzug von Russland Bessarabien erhielt, also unter dem Strich durch diesen Friedensvertrag sogar einen erheblichen Gebietszuwachs verzeichnen konnte. Rumänien durfte im Wesentlichen sogar seine Armee unter Waffen lassen (was sich im September 1918 bitter rächen sollte, als die Rumänen den Kampf wieder aufnahmen und erneut in Siebenbürgen einfielen). All das verursachte bei den bulgarischen Offizieren, mit denen Hepp ständig zu tun hatte, maßlosen Zorn. Sie hatten sich einen Friedensvertrag gewünscht, der zu einer völligen Schwächung des verhassten rumänischen Nachbarn geführt hätte, und darauf gehofft, die gesamte bis dahin rumänische Schwarzmeerküste samt dem Donaudelta zu gewinnen. Das deutsche Kalkül, mit der milden Behandlung Rumäniens im Frieden von Bukarest die Wogen auf dem Balkan zu glätten und für stabile Verhältnisse zu sorgen, war völlig gescheitert.

Die Bulgaren hatten sich vom großen deutschen Bündnispartner viel mehr personelle und materielle Unterstützung erhofft und waren über deren Ausbleiben tief enttäuscht. Aber die deutsche Oberste Heeresleitung sah die Front in Mazedonien als wenig wichtigen Nebenkriegsschauplatz an und warf alle ihre Ressourcen 1918 in den Westen, um dort die Entscheidung zu erzwingen – vergeblich, wie man weiß. Dazu war in Bulgarien noch eine Missernte 1917 gekommen, die dazu führte, dass den bulgarischen Soldaten nur noch Hungerrationen zur Verfügung standen. Hepp hörte von den bulgarischen Offizieren schon früh, dass man zwar noch abwarten wollte, ob die deutschen Frühjahrsoffensiven an der Westfront zum Erfolg führten. Aber die Bulgaren machten dem deutschen Artilleriehauptmann klar, dass Bulgarien spätestens im Herbst 1918 den Kampf einstellen würde, wenn Deutschland im Westen keine entscheidenden Erfolge erzielen könnte. Genauso ist es dann ja auch gekommen. Hepp hatte in zahlreichen Eingaben die Oberste Heeresleitung auf das drohende bulgarische Ausscheiden hingewiesen, aber Hindenburg und Ludendorff nahmen diese Warnungen offenbar nicht ernst bzw. sie hatten angesichts der im Westen immer kritischer werdenden Lage keine Mittel mehr, um an der mazedonischen Front einzugreifen. So kam Ende September 1918 der bulgarische Zusammenbruch. Viele bulgarische Regimenter meuterten, und die verbliebenen deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen an der mazedonischen Front mussten sehen, wie sie sich im allgemeinen Chaos des Zusammenbruchs nach Norden durchschlugen, wo man – letztlich vergeblich – versuchte, an der Donau und an der Save eine neue Front aufzubauen. Der bulgarische Zusammenbruch war der Beginn einer fatalen Kettenreaktion. Hindenburg und Ludendorff mussten angesichts des rasanten Vormarsches der Briten, Franzosen und Serben auf dem Balkan, bei gleichzeitig immer kritischerer Lage am Westen, wenige Tage später, Anfang Oktober 1918, bei den Westmächten um Waffenstillstand nachsuchen.

Als Hepps Soldaten auf dem Weg nach Norden die bulgarische Hauptstadt Sofia durchquerten, hatten sie es mit einer ausgesprochen feindselig gewordenen bulgarischen Regierung zu tun, die sich weigerte, die Soldaten der früheren Verbündeten mit Lebensmitteln und Unterkunft zu versorgen und sie so beinahe dem Hungertod preisgab. Erst als man auf dem Weitermarsch Bulgarien verlassen und Serbien erreicht hatte, besserte sich die Versorgungslage.

Aber man erfährt über diese großen Entwicklungen hinaus von Hepp noch weitere Einzelheiten über den bulgarischen Verbündeten. Gleich bei seiner Ankunft auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz 1916 sah der erstaunte Hepp, wie bulgarische Vorgesetzte ihre Untergebenen, die in Verkehrsstauungen die Straßen verstopften, rücksichtslos prügeln. Der deutsche Offizier war aus seiner Armee, in der es ja gewiss auch da und dort schikanöse Vorgesetzte gab, so etwas Entwürdigendes nicht gewöhnt.

Solche balkanischen Ruppigkeiten steigerten sich aber nicht selten bis zu eindeutigen Kriegsverbrechen. Rumänische Kriegsgefangene wurden von den Bulgaren, deren Verhältnis zum rumänischen Nachbarn sowieso durch tiefen Hass geprägt war, nach Aussage von Hepp „infolge Unterernährung und härtester Arbeit bei tropischer Hitze so gemein und schlecht behandelt, dass sie spätestens nach 2 Monaten Arbeit eingingen“, d. h. starben. Damit nicht genug. Hepp berichtet konsterniert, dass eines Tages der Führer eines Lichtblinktrupps zu ihm gekommen sei, seine Knie umklammert habe und „schluchzend um Ablösung bat“, denn er müsse ständig mit ansehen, wie „die Bulgaren die gemachten Gefangenen abschlachteten“. Er sei allein in der vorhergehenden

Nacht Augenzeuge geworden, wie die Bulgaren 80 Kriegsgefangene aus einem schottischen Regiment nach schlimmsten Folterungen bestialisch ermordet hätten. Hepp beschwerte sich selbst und zusätzlich über einen Oberarzt beim bulgarischen Generalkommando. Dieses bestritt das Ganze aber bzw. es speiste die Beschwerde mit allerlei Rechtfertigungen ab.³⁷

Der brutale, stellenweise eindeutig ein Kriegsverbrechen darstellende Umgang der Bulgaren wird auch von anderer Seite bestätigt. Als 1917 das Schwäbisch Gmünder Landsturm-Bataillon XIII/19 – also ältere Soldaten von über 39 Jahren – zum Besatzungsdienst nach Serbien geschickt wurde, wurden diese Zeuge von bulgarischen Verbrechen gegenüber serbischen Zivilisten. Es waren offenbar im Zuge von dem, was später als „ethnische Säuberungen“ bezeichnen sollte, die Bewohner ganzer serbischer Dörfer vertrieben und zum nicht geringen Teil umgebracht worden.³⁸ Ähnliche Beschuldigungen werden auch von griechischer Seite gegen die Bulgaren erhoben.³⁹

Die Tschechen

Die Tschechen waren Bürger der k. u. k. Monarchie. Aber spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte der sich immer weiter ausbreitende tschechische Nationalismus die Loyalität zur Monarchie nachhaltig untergraben. Junge Tschechen wurden 1914 genau wie die Angehörigen der anderen Nationalitäten zum Militär einberufen. Regimenter mit einem hohen Anteil an tschechischen Soldaten erwiesen sich aber schon früh als unzuverlässig und wiesen hohe Desertionsquoten auf. Tschechische Freiwillige kämpften schon 1914 auf russischer Seite.

In den herangezogenen Quellen erwähnt zunächst Dominik Richert die deutlich empfundene Abneigung Tschechen, als sein Regiment 1915 via Prag in die Karpaten verlegt wurde. In Prag „bekamen wir wieder zu essen. Die Einwohner von Prag betrachteten uns mit feindseligen Blicken, denn die Böhmen sind keine Freunde der Österreicher und ebensowenig der Deutschen.“ Der Unterschied zu den Ungarn, die den deutschen Soldaten einen begeisterten Empfang bereiteten, fiel ihm besonders auf.⁴⁰

Wesentlich intensiver und dramatischer waren die Erfahrungen, die Ferdinand Schädel, der 1916 in russische Kriegsgefangenschaft geraten war, mit den Tschechen machte. Schon die Gefangennahme hing eng mit den Tschechen zusammen. Schädel war mit dem württembergischen Füsilier-Regiment 122 in Galizien am Dnjestr zum Einsatz gekommen. Die 122er hatten mehrere russische Angriffe erfolgreich abgewehrt, als plötzlich die Meldung kam, dass die Russen beim Nachbarregiment durchgebrochen seien. Zwar begannen die 122er noch eine Absetzbewegung, aber in der Zwischenzeit waren die Russen durch die Lücke beim erwähnten Nachbarn, es handelte sich um das 13. Österreichische Landwehr-Regiment, durchgestoßen und konnten etliche 122er gefangen nehmen, darunter auch Schädel. Monate später traf Schädel im russischen Gefangenenlager Beresowka, das weit hinten in Sibirien, hinter dem Baikalsee lag, einen „österreichisch-schlesischen Korporal“, der dem 13. Landwehr-Regiment angehört hatte. Dieser Korporal berichtete, dass die 13er anfangs auf die angreifenden Russen geschossen hätten, dann sei der Befehl gekommen, das Feuer einzustellen. Der Korporal wörtlich: „Ich feuerte trotzdem weiter und gab auch meiner Gruppe den Befehl, zu feuern. Da schlug mir mein Feldwebel polnischer Nationalität das Gewehr weg. Mit Sack und Pack ging mein Regiment zu den Russen über“. Tatsächlich bestand das 13. Landwehr-Regiment zum größten Teil aus österreichisch-ungarischen Bürgern polnischer und tschechischer Nationalität, nur zum kleineren Teil aus Deutsch-Österreichern.⁴¹

Damit nicht genug mit den Tschechen in Schädel's Bericht. In Beresowka verbrachte er zusammen mit deutschen Gefangenen und österreichisch-ungarischen Gefangenen aller

³⁷ Hepp 2020, Kapitel „Erhöhte Gefechtstätigkeit 1917 – Grausamkeiten der bulgarischen Verbündeten.“ Ohne die von Hepp beschriebenen bulgarischen Grausamkeiten zu beschönigen, ist doch darauf hinzuweisen, dass auch die Schotten im Ruf standen, gar nicht erst Gefangene einzubringen, sondern diese gleich zu massakrieren. Darüber hinaus gibt es reihenweise Befehle auch höherer britischer Kommandostellen, die anordneten, keine Gefangenen zu machen, sondern Soldaten, die sich ergaben, gleich umzubringen (Ferguson 2001. 362, 367-369).

³⁸ Fritz 2014. 102.

³⁹ Loulos 2004.

⁴⁰ Richert 1989. 91-92.

⁴¹ Schädel 2017. 169.

Nationalitäten des Habsburgerreiches die nächsten Jahre. Mit den Revolutionen vom Februar und Oktober 1917 schien sich die Gefangenschaft dem Ende zuzuneigen, und tatsächlich erlaubten die neuen bolschewistischen Machthaber schließlich die Auflösung des Lagers und die Rückkehr der Gefangenen in deren Heimat: „Im April 1918 bestiegen wir den Zug, der uns in die Heimat bringen sollte. Unter den Tönen des Deutschlandliedes fuhren wir ab. Das war eine Freude und Begeisterung! Es ging ja heim!“ Tatsächlich ging die Bahnfahrt dann aber nur bis Irkutsk, wo alle Gefangenen in einem anderen Lager untergebracht wurden. Dort wurden die Gefangenen von bewaffneten Tschechen angegriffen und ausgeplündert. Das waren Angehörige der sogenannten Tschechischen Legion, die sich aus Kriegsgefangenen gebildet hatte und die ausgesprochen deutschfeindlich bzw. österreichfeindlich gesinnt war. Die Tschechische Legion stellte sich auch gegen die Bolschewiken und beherrschte zeitweise die gesamte Transsibirische Eisenbahn ostwärts des Ural. Da zu dieser Zeit 1918 der Krieg im Westen noch andauerte, versuchten die Franzosen erfolgreich, Verbindung mit den Tschechen aufzunehmen und sie für ihre Zwecke einzusetzen, was die Tschechen nur allzu gerne taten. Es dauerte schließlich bis März 1920, bis es den Bolschewiken gelang, Irkutsk einzunehmen. Den Tschechen bzw. der Tschechischen Legion verdankte Schädel also ganz wesentlich die Verlängerung seiner Kriegsgefangenschaft über das Jahr 1918 hinaus bis ins Jahr 1920 – weshalb Schädel verständlicherweise auf die Tschechen denkbar schlecht zu sprechen war.⁴²

Ganz anderer Art waren die Erfahrungen des Artillerie-Hauptmanns Hepp. Der hatte sein Königsberger Regiment von Oktober bis Dezember 1918 von der Salonikifront in einem abenteuerlichen Marsch bis an die Grenze der neu entstandenen Tschechoslowakei geführt. Sein Marschziel war das nächstgelegene deutsche Gebiet. Das war Schlesien. Dazu musste er, von Ungarn kommend, die Tschechoslowakei durchqueren und zwar weit im Osten, im slowakischen Bereich. Was er erlebte, drückt nicht eben Anerkennung oder gar Bewunderung für die Tschechen aus.

Sein Bericht ist es wert, wörtlich unkommentiert zitiert zu werden. Er spricht für sich:

„Wir [...] gelangten an der ‚Hohen Tatra‘ vorbei schließlich an die [tschechoslowakische] Grenze, wo gut gekleidete Soldaten mit stolzen Gockelfedern auf ihren Helmen auf und ab stolzierten. Nun kam also die Entscheidung, ob Heimkehr zu Weib und Kind oder Jahre der Gefangenschaft und quälende Ungewissheit über das Ende. Und diese Entscheidung fiel zu unseren Gunsten aus und zwar folgendermaßen.

Mit einem großen weißen Tuch bewaffnet begab ich mich zu diesem Grenzschutz und verlangte ihren Kommandeur zu sprechen, mit dem ich sodann in einer Bahnhofswirtschaft unter vier Augen ein längeres Gespräch führte. Er war ein richtig geschniegeltes, hübsches Kerlchen, bei dessen Anblick mir gleich leichter wurde. Ich begrüßte ihn aufs Freundlichste und nach dem üblichen Zigarettenaustausch sagte er: ‚Es tut mir leid, Kamerad, dass ich Dich nicht durchlassen kann, aber ich habe direkten Befehl aus Prag, dass wir Dich internieren müssen.‘ Ich antwortete hierauf: ‚Ja, da bist Du aber auf dem Holzweg, wenn Du glaubst, ich sei in den letzten drei Monaten von Saloniki hierher marschiert, um von Dir interniert zu werden. Sieh – jetzt ist es halb 10 Uhr, um 10 Uhr greife ich an und warte natürlich nicht, bis Du Verstärkung bekommst.‘

Darauf erblasste er und sagte: ‚Ja – das kann nur über meine Leiche gehen.‘ Ich klopfte ihm auf die Schulter und erwiderte: ‚Ja, das wäre doch jammerschade um solch einen netten Kerl wie Du und Deine braven Mannschaften. Aber ich habe einen Vorschlag, Du meldest nach Prag, Du hättest der höheren Gewalt weichen müssen, es seien 2 kriegsstarke Divisionen gewesen‘ (was natürlich verlogen war). Dabei zog ich in Voraussicht seiner schwächsten Stelle aus meiner Tasche 1000 Kronen mit den Worten: ‚Und das ist für Dich (die 1000 Kronen) und das ist für Deine Mannschaft (500 weitere Kronen).‘ Und siehe da – darauf kam das erlösende Wort: ‚Ja, da weich ich eben der höheren Gewalt.‘“⁴³

⁴² Schädel 2017. 185-192.

⁴³ Hepp 2020, Kapitel „Durch die Tschechoslowakei nach Schlesien“.

Die Rumänen

Die Soldaten des württembergischen Gebirgsbataillons, die 1916 und 1917 etliche Monate in Siebenbürgen und dann in der Moldau und der Walachei verbrachten, hatten entsprechend häufige Erfahrungen mit der rumänischen Bevölkerung. Anders als über die positiv beschriebene ungarische Bevölkerung fällt das Urteil über die Rumänen aus. Dabei ist dieses Urteil geteilt. Die rumänische Landbevölkerung wird meist als primitiv, zurückgeblieben, unsauber, ja geradezu schmutzig beschrieben. Die Häuser oder besser Hütten seien zum Wohnen geradezu unerträglich. Insbesondere wird bemerkt, dass die ganze rumänische Familie in einem Raum lebe und nächtige. Man wechsle nicht einmal zum Schlafen die Kleider, sogar die allgegenwärtige Pelzmütze der Männer werde nachts als Kopfkissen benutzt, weil man eben kein anderes habe. Die Luft in den engen Räumen sei unerträglich stickig und stinkig, gelüftet werde fast nie. Eier würden unter dem Bett aufbewahrt, sofern es ein Bett gebe. Der Ackerbau werde kaum betrieben, man hoffe, dass alles von allein wachse. Gedüngt werde gar nicht. Überhaupt seien die Rumänen arbeitsscheu und faul und würden auch auf Körperpflege keinen Wert legen: „Vor dem Dreck hat der Romanski keine Angst, mit ihm fühlt er sich sozusagen verwandt. Er ist schon deshalb [...] kolossal vorsichtig mit dem Waschen.“ Wasser meide man, an Flüssigkeiten ziehe man lieber den Raki vor, den Zwetschgenschnaps, der allerdings manchmal „ein ziemlich übles Gesüff“ sei. Allerdings gebe es Unterschiede. Die Landbevölkerung in der weinbauenden Gegend von Ploesti und Buzau sei fleißiger, sauberer und recht gastfreundlich.

Die städtische Bevölkerung kommt zunächst einmal nicht besser weg. Genannt werden die Einwohner von Crajova, Ploesti und Bukarest, die im Gegensatz zur Landbevölkerung als raffinierter und eher hinterhältig beschrieben werden. Das Bild ändert sich aber, als die deutschen Truppen in Bukarest einmarschieren. Bukarest zerfällt in zwei Teile. Zum einen sind dies die ausgedehnten Zigeunerviertel in den Außenbezirken der Stadt, die eigentlich ein ländliches Aussehen haben. Man hat aber offenbar mit den Zigeunern keinerlei näheren Kontakt. Dann gibt es die Innenstadt, das „Paris des Ostens“, wo für die Gebirgssoldaten „neuester Pariser Schick“ anzutreffen ist, „sehr viel Pelzwerk, die verschiedensten Parfüms und zentimeterstarke Puderschichten.“ Auch die Konditoreien „mit raffiniertem Inhalt“ fallen auf. In einem Lokal gibt es sogar Hummer, Kaviar, Mayonnaise, und gegen entsprechende Bezahlung ist alles zu bekommen. Im durch die britische Seeblockade abgeriegelten Deutschland und im Österreich-Ungarn der Jahre 1916 und 1917 gibt es so etwas schon lange nicht mehr. Die Bukarester Frauen erweisen sich als ausgesprochen kontaktfreudig, eine zufällig anwesende vornehme Polin spricht gut Deutsch und kann sprachlich aushelfen.

Allgemein ist in Bukarest das Erstaunen groß, dass man 1916 keineswegs, wie es die rumänische Propaganda verkündet hat, alte, kriegsmüde, erschöpfte und ausgehungerte deutsche Soldaten vorfindet, sondern dass die Eroberer von Bukarest energische, kampftentschlossene Kämpfer sind, die die als unbesiegt angesehen eigene, rumänische Armee geschlagen und vor sich hergetrieben haben. Aber insgesamt ist das Zusammentreffen mit der Bukarester besseren Gesellschaft erstaunlich zivilisiert. Es gibt offenbar keine Übergriffe der deutschen Sieger, und die Bukarester Bürger gehen vertrauensvoll mit den neuen Herren um.

Die Ausführungen des württembergischen Gebirgsbataillons zu Rumänien sind besonders ausführlich, sie decken sich aber mit einzelnen anderen Quellen. So beklagte sich ein Soldat im Februar 1917, dass Rumänien kalt und dreckig sei.⁴⁴

Ganz üble Erfahrungen machte der Gebirgsschütze Redmann, der in rumänische Gefangenschaft gerät, wo nach seinen Angaben 93-95 % der Kriegsgefangenen durch Vernachlässigung sterben.⁴⁵ Die Zahl mag übertrieben sein. Trotzdem wird man eine extrem hohe Todesquote annehmen können. Es scheint, dass sich die rumänische und die bulgarische Kriegsgefangenschaft ähnelten: Die Bulgaren sahen zu, dass möglichst viele ihrer Gefangenen starben, die Rumänen umgekehrt ebenso.

⁴⁴ Fritz 2014. 280-281.

⁴⁵ Sproesser u. a. 1933. 250.

Andere Nationalitäten: Türken, Juden

Die Türken, ebenfalls Verbündete, spielen in den ausgewerteten Quellen beinahe keine Rolle. Hepp beschreibt das stolze Auftreten der türkischen Zivilisten, aus dem man erkennen könne, dass diese sich jahrhundertlang als Herren angesehen hätten. Die türkischen Soldaten schätzt Hepp von allen Verbündeten als die militärisch besten ein. Aber auch die Türken seien durch die völlige materielle Unterlegenheit nicht in der Lage gewesen, etwas an der Gesamtlage zu ändern.⁴⁶ Die württembergischen Gebirgsschützen erwähnen anlässlich ihrer beiden Mazedonien-Aufenthalte beiläufig den exotischen Eindruck, den die türkische Zivilbevölkerung macht.⁴⁷ Schaurig sind die Mitteilungen der Gmünderin Else Nusser, die als Krankenschwester im deutschen Sanitätsdienst im Osmanischen Reich eingesetzt war. Sie bekam – offenbar durch eigene Anschauung – den Umgang der Türken mit den Armeniern mit und war entsetzt über die Massenmorde. Konkret hatte sie entsetzliche Grausamkeiten gesehen: „den Mord an hochschwangeren Frauen, an Kindern und an Greisen“, und sie schätzte auch die die Zahl der armenischen Opfer durchaus realistisch ein: Eine Million Ermordete, je eine Viertelmillion Flüchtlinge und Verschleppte.⁴⁸

Juden, die ja in der Habsburger-Monarchie und in Russisch-Polen einen nicht geringen Teil der Bevölkerung ausmachen, spielen in den ausgewerteten Quellen eine erstaunlich geringe Rolle. Meistens kommen sie gar nicht vor, d. h. für die meisten Autoren waren die Juden weder positiv noch negativ auffällig. Lediglich der Elsässer Richert, der von 1915 bis 1918 erst in Galizien und dann weiter hinein nach Polen und schließlich in Riga an der Front stand, erwähnt die Juden wiederholt. Als die Mittelmächte im Zuge ihrer Offensive 1915 die Russen vor sich hertreiben und die Stadt Stryi bei Lemberg einnehmen, werden sie von den Einwohnern, darunter viele Juden, freundlich begrüßt: „Ein alter Jude stellte sich vor mich und sagte: ‚Wir haben gebeten zu Gott dem Gerechten, daß er möchte geben den Deutschen den Sieg.‘“ Aber Richerts erst positiver Eindruck kippt ins Negative: „Sofort ging er ins Geschäftliche über, langte in die Tasche, holte ein Päckchen Tabak hervor und sagte: ‚Kaifen Sie, gnädiger deutscher Herr, guten, sehr guten russischen Tabak, nicht taier, billig, billig.‘ Ich sagte ihm, daß ich fast nie rauchte. Trotzdem lief er mir noch eine Strecke weit nach, mich immer quälend, ihm doch den Tabak abzukaufen.“ Vom Zusammentreffen mit einem Juden in Grubeschow (heute Hrubieszów, Woiwodschaft Lublin), wo Richert im Lazarett liegt, zeichnet er ein noch negativeres Bild von den Juden: „Auf dem Heimweg wurden wir von einem Juden, der vor seiner Haustür stand, angehalten. ‚Gnädiger Herr, kommen Sie rein, trinken Sie eine Tasse Tai, können machen Schw... für 2 Mark mit meiner Tochter, soviel Sie wollen.‘ Mein Kamerad haute ihm eine ganz Gehörige ins Gesicht, und wir gingen wieder ins Lazarett. Viele dieser polnischen Juden suchten auf alle möglichen Arten Geld zu verdienen, nichts war ihnen zu gemein. Nur Geld, Geld, weiter schienen sie nichts zu kennen.“⁴⁹

Fazit

Es konnte am Beispiel von vier erzählenden Hauptquellen, den Kriegserinnerungen des Artillerie-Hauptmanns Hepp und des Musketiers Schädel, beides württembergische Soldaten, des elsässischen Soldaten Richert, den verschiedenen Erlebnisberichten aus der „Geschichte der württembergischen Gebirgsschützen“ sowie einer weiteren Anzahl weniger ausführlicher Ego-Dokumente, gezeigt werden, wie deutsche Soldaten während des Ersten Weltkriegs die verschiedenen anderen am Krieg beteiligten Nationen – Kriegsgegner wie Verbündete – wahrnahmen. Einleitend wurde das für die großen westlichen Kriegsgegner Deutschlands gezeigt, also für Frankreich, Großbritannien und die USA. Dabei wurde auch auf Wahrnehmung Deutschlands durch ebendiese drei Länder eingegangen, sowohl was deren Propaganda angeht als auch was das konkrete Verhalten der alliierten Soldaten betrifft. Die Darstellung der Deutschen in der britisch-französisch-amerikanischen Propaganda erwies sich dabei als bei Weitem aggressiver

⁴⁶ Hepp 2020, Kapitel „Negatives Urteil über die Verbündeten“.

⁴⁷ Schittenhelm 1933. 252-254; Lanz 1933. 405-410.

⁴⁸ Fritz 2014. 40. Im Zusammenhang mit den Verbrechen an den Armeniern sei auch auf die Untersuchung von Odermann 2015 hingewiesen, der mit etlichen Beispielen zeigt, dass maßgebliche deutsche Generäle und Offiziere 1915 die Massaker keineswegs gebilligt, sondern alles versucht haben, sie zu unterbinden.

⁴⁹ Richert 1989. 128, 182.

als die ihr deutsches Gegenstück und insbesondere als die Wahrnehmung fremder Nationen (samt den Kriegsgegnern) durch die vorgestellten Quellen. Bei den alliierten Soldaten lässt sich teilweise die Wirksamkeit der Propaganda erkennen, teilweise bröckelte diese aber auch, wenn sie konkret Deutsche kennengelernt hatten.

Im Zentrum des Interesses im weiteren Verlauf des Beitrags stand die Wahrnehmung hauptsächlich südosteuropäischer Nationen, beginnend mit den Bündnispartnern Deutschlands, also Österreich-Ungarn und Bulgarien, dann mit den diversen andern, ganz oder tendenziell feindlichen Nationen – Serben, Rumänen und Tschechen. Knapp wird auch auf die Türken und Juden eingegangen.

Österreich-Ungarn wurde unterschiedlich gesehen. Neben durchaus vorhandener Anerkennung findet sich Unverständnis für übertrieben empfundene k. u. k. Kriegsbegeisterung, mit zunehmender Kriegsdauer auch heftiger werdende Kritik an moralischen und organisatorischen Unzulänglichkeiten des Bündnispartners. Ausgesprochen negativ fällt das Urteil über den bulgarischen Verbündeten aus. Der Vorwurf der Russophilie ist noch der harmloseste. Gravierender sind teils sehr präzise beschriebene Vorwürfe wegen bulgarischer Brutalitäten und Kriegsverbrechen.

Die Tschechen, wiewohl eigentlich k. u. k. Staatsbürger, aber mit deutlich separatistischen Tendenzen, werden durchweg im höchsten Maße kritisch beurteilt. Das gilt auch für die Rumänen, bei denen auch kulturelle Rückständigkeit und schlechte Behandlung der Kriegsgefangenen vorgeworfen wird. Selten erwähnt werden die Juden, über die insbesondere der Elsässer Richert negativ und wohl vorurteilsbeladen schreibt. Dagegen kommen gegen alle Erwartung der Serben, eindeutig ja Feinde der Mittelmächte, in verschiedenen Quellen erstaunlich gut weg. Bei den selten erwähnten Türken wird zwar einerseits die soldatische Tüchtigkeit betont, es finden sich aber auch erschütternde Aussagen über die Armenierverbrechen der Osmanen.

Literatur

- Edgar Bérillon: Die Psychologie der deutschen Rasse. Nach ihren spezifischen und objektiven Merkmalen oder von Vielfraßen, Fettwänsten und Stinkstiefeln. Göttingen 2020 (französisch erstmals 1917)
- Włodzimierz Borodziej/Maciej Górny: Der vergessene Weltkrieg. 2 Bde.: Imperien 1912-1916 und Nationen 1917-1923. Aus dem Polnischen von Bernhard Hartmann. Darmstadt 2018
- Benoit Bruant: Hansi, l'artiste tendre et rebelle. Strasbourg 2008
- Dinser, Robert und Eugen: Feldpost aus dem Ersten Weltkrieg. Hg. von Susanne Jungkeit. In: Die Zeit der Katastrophen. Gmünder Schicksale zwischen 1914 und 1945. Hg. von Gerhard Fritz (Historegio 9). Remshalden 2017. 49-94
- Ferguson, Niall: Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert (dtv 30808). München 2001 (englisch erstmals 1998)
- Fritz, Gerhard (Hg.): Schwäbisch Gmünd und der Erste Weltkrieg. Schwäbisch Gmünd 2014. 233-285
- Fritz, Gerhard: Schwäbisch Gmünd et les Français pendant la Première Guerre Mondiale. Schwäbisch Gmünd 2019
- Fritz, Gerhard: Lageeinschätzungen und öffentliche Meinung in Württemberg 1914-1918. In: Fritz, Gerhard/Hegele, Karlheinz/Schnur, David (Hg.): Gmünder Studien 9. Beiträge zur Stadtgeschichte. Schwäbisch Gmünd 2019. 228-244
- Hepp, Theodor: Theodor Hepp und der Erste Weltkrieg. Selbstzeugnisse des Reichenberger Forstmeisters. Hg. von Gerhard Fritz. Künftig in: Backnanger Jahrbuch 2020
- Holzer, Anton: Die andere Front. Fotografie und Propaganda im Ersten Weltkrieg. Darmstadt 2012
- Michael Jürgs: Der kleine Frieden im Großen Krieg. Westfront 1914: Als Deutsche, Franzosen und Briten gemeinsam Weihnachten feierten. München 2003
- Hubert Lanz: Das Württ. Gebirgsregiment. In: Sproesser u. a. 1933, S. 360-437
- Michel Loetscher/Yannick Scheibling: Hansi. Une vie pour l'Alsace. Strasbourg 2006
- Loulos, Konstantin: Makedonien. In: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn u. a. 2004, 694 f

-
- Wolfgang Mährle: Der „alte Alpino“ Theodor Sproesser und Erwin Rommel im Feldzug gegen Italien. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 78 (2019). 239-294
- Odermann, Heinz: Deutsche Offiziere und der Genozid. Eine Quellen- und Textkritik. Der 100. Jahrestag des osmanischen Völkermords an den Armeniern. Textkritik zu einigen Publikationen. 2015 <https://heinzodermann.files.wordpress.com/2015/11/deutsche-offiziere-und-der-genozid.pdf> (abgerufen 23.04.2020)
- Richert, Dominik: Beste Gelegenheit zum Sterben. Meine Erlebnisse im Kriege 1914-1918. Hg. von Angelika Tramitz und Bernd Ulrich. München 1989
- Schädel, Ferdinand: Vier Jahre russische Gefangenschaft 1916-1920. Hg. von Dieter Schädel, mit Erläuterungen von Gerhard Fritz. In: Die Zeit der Katastrophen. Gmünder Schicksale zwischen 1914 und 1945. Hg. von Gerhard Fritz (Historegio 9). Remshalden 2017. 164-199
- Schittenhelm, Helmut: Die württembergischen Gebirgler 1914-1916. In: Sproesser u. a. 1933, S. 13-178; Mazedonien: S. 252-254
- Schittenhelm, Helmut: Wir zogen nach Friaul. Erlebnisse einer Kriegskameradschaft zwischen Isonzo und Piave. Stuttgart 1941
- Sproesser, Theodor u. a. (Bearb.): Die Geschichte der Württembergischen Gebirgsschützen. Württ. Schneeschuh-Kompagnie Nr. 1, Württ. Gebirgs-Kompagnie Nr. 1, Württ. Gebirgs-Bataillon, Württ. Gebirgs-Regiment (Die württembergischen Regimente im Weltkrieg 1914-1918 49). Stuttgart 1933
- Jacques Tardi: Putain de Guerre. 2 volumes. Tournai 2008/2009
- Karlheinz Weißmann: 1914. Die Erfindung des häßlichen Deutschen. Berlin 2014
- Werfring, Johann: Die Verleugnung des „wahren“ Geschlechts. In: Wiener Zeitung 4.9.2018

Internet

- Deutsche Kriegspropaganda: <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/erster-weltkrieg/propaganda/deutsche-kriegspropaganda.html> (abgerufen 18.04.2020)